

Die Toten von Falein



Ein Teil der Knochenfunde von Falein. © Archäologischer Dienst Graubünden

Ein rätselhafter Knochenfund auf Falein

Im Herbst 2014 wurden bei Bauarbeiten auf einem Maiensäss im Parc Ela zwei menschliche Schädel und verschiedene Knochen gefunden. Die Polizei brachte die Knochen in die Rechtsmedizin. Erste Untersuchungen ergaben, dass die Knochen 1200 Jahre alt sind, also aus dem Frühmittelalter stammen.

Die Knochen wurden dem archäologischen Dienst Graubünden übergeben, wo sich die Anthropologin Christine Cooper mit ihnen befasste. Der Fall blieb rätselhaft. Die Knochen gehören zu einem 20 bis 30 Jahre alten Mann, einer 30 bis 40 Jahre alten Frau und einer zweiten Frau unbekannter Alters. Die beiden Schädel

weisen schwere Kopfverletzungen auf. Ein Schädel hat ein Loch am Hinterkopf, das von einem vierkantigen Gegenstand stammt. Die Knochen lagen durcheinander, fernab damaliger Siedlungen und es wurden in der Nähe weder Kleider noch Särgе gefunden. Die Anthropologin ist überzeugt, dass es sich beim Knochenfund nicht um ein übliches Grab handelt, sondern um die Überreste eines mittelalterlichen Gewaltverbrechens.

Verein Parc Ela lanciert Krimiwettbewerb

Was aber um das Jahr 800 wirklich passiert ist und wie der Mann und die zwei Frauen gestorben sind, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Weshalb also diese

Lücke nicht mit Fantasie füllen, sagten sich die Initiantinnen des Parc Ela-Krimiwettbewerbs „Die Toten von Falein“ und riefen im Frühling 2015 dazu auf, ausgehend von den archäologischen Befunden eine spannende Geschichte zu schreiben.

Diese Ausgangslage hat die Fantasie einer grossen Zahl von Schreibenden anregt. Bis Ende 2015 gingen 177 Geschichten aus 7 verschiedenen Ländern ein. Zugelassen waren Geschichten auf Deutsch und Rätoromanisch, der vierten Schweizer Landessprache, die nur noch in Teilen von Graubünden gesprochen wird.

Eine sechsköpfige Jury hat alle eingereichten Geschichten gelesen und bewertet. Sie setzte sich zusammen aus Dieter Müller, Geschäftsleiter Verein Parc Ela, Thomas Reitmaier, Leiter des Archäologischen Dienstes Graubünden, Annina Giovanoli, Produktionsleiterin Bergfahrt Festival, Valerio Gerstlauer, Redaktor «Südostschweiz», Carmen Dedual, Geschäftsleiterin Lia Rumantscha und Stephan Kunz, Direktor des Bündner Kunstmuseums. Die Bewertungskriterien waren der Inhalt, die Originalität und der sprachliche Ausdruck der Geschichten.

Prämierung am Bergfahrtfestival

Die Gewinnerinnen und Gewinner wurden am 18. Juni 2016 am Bergfahrtfestival in Bergün prämiert. Der Sieger gewann ein Parc Ela-Überraschungswochenende mit Freunden in der Heidihütte auf Falein für bis zu 8 Personen und ein professionelles Lektorat. Seine Geschichte wird in der Fachzeitschrift Archäologie Graubünden, Band 3 (2017) publiziert. Die Autorinnen und Autoren der acht prämierten Geschichten erhielten je einen Festivalpass für das Bergfahrtfestival 2016 sowie eine Übernachtung in Bergün.

eBook und Audio Book

Die 25 besten Geschichten des Parc Ela-Krimiwettbewerbs sind als eBook, die 8 besten als Audio Book im online-Buchhandel erhältlich.

Im eBook «Die Toten von Falein» können die 25 Geschichten, welche den Final erreicht haben, nachgelesen werden. Im

gleichnamigen Audio Book sind die 8 prämierten Geschichten zu hören. Sie werden gelesen von den Bündner Schauspielern Gian Rupf und David Flepp sowie der Bündner Schauspielerin Felicitas Heyerick.

Weitere Infos auf www.parc-ela.ch/krimi

Die Gewinnerinnen und Gewinner

Der Autor der Sieggeschichte:



Andreas Ulich, der Kulturschaffende aus Berlin (D), lässt Gerbera, die Königin der Ziegen, zwischen süßen Erinnerungen und kalter Wirklichkeit wanken. Mehr dazu auf Seite 4.

Die Autorinnen und Autoren der prämierten Geschichten:



Paula Casutt-Vincenz aus Breil/Brigels (CH) erzählt auf Romanisch eine Liebesgeschichte, zu einer Zeit, in der nicht nach Gefühlen gefragt wird. Mehr dazu auf Seite 5.



Stephan Peter Johannes Cramer aus München (D) dichtet im Hexameter-Versmass über Verachtung, Erniedrigung, Vergeltung, Beichte und auch Reue? Mehr dazu auf Seite 7.



Manfred Haag aus Pfäfers (CH) schildert in seinem Erstling einen irrsinnigen und blutigen Totentanz, der sich um Schuld, Sühne und Sünde dreht. Mehr dazu auf Seite 8.



Thomas Kurze, der Mathematiker, Autor, Theatermacher, Musiker und Dozent aus Frankfurt (D) benötigt weder Punkt noch Komma, um ganz intensiv eine schleichende Beeinflussung in der Abgeschlossenheit der Alp Falein zu vermitteln. Mehr dazu auf Seite 10.



Noëmi Sacher Stojanov aus Arth (D) überrascht in ihrer Jagdgeschichte mit einer unerwarteten Wendung. Mehr dazu auf Seite 11.



Clara-Sophie Schwarz aus Heidelberg (D) klagt über ewiges Schwelgen in Erinnerungen von Liebe und Hass. Mehr dazu auf Seite 13.



Thomas Stumpf aus Primasens (D) bürdet dem Protagonisten seiner Kurzgeschichte eine schwere Last auf, die dieser kaum zu tragen vermag. Mehr dazu auf Seite 14.

Die Siegesgeschichte

Kranewitt

von Andreas Ulich

Die Ziegen sind nicht gekommen. Meiden sie die Königin? Keine Sita und auch das blöde Mädchen nicht, Rieke. Es wird heute weder Brot noch Käse geben und ich muss grünes Gras mir rupfen. Gras und Klee – ich werde selber schon zur Ziege. Die Königin der Ziegen.

Morgen gibt es Schnee, viel zu früh! Dann ist es aus mit grünem Gras, endgültig, und ich sitze winterslang hier fest auf diesem Hochsäss, vergessen von der Welt. Nun, das kann was werden. Königin Gerberga wird hier versauern so wie der Hering im Essigtopf. Auf diesem verfluchten Niederleger werd ich verhungern und erfrieren zwischen Fels und Eis! Und das, wo ich noch Beine habe, die mir gehorchen! Also frage ich, was soll ich denn dieses Leben schon jetzt herschenken?

Der Nordost verschiebt das Grau über den Graten der Hochalpe gen Winter zu.

Ich bin selber auch schon so ein Nordost, frostkalt, mit einem Gespinst von Webfäden auf dem Kopfe, schmutzig-grau wie der raetische Himmel und war doch vor einst stolz schwarzbraun und fest gewesen wie keine sonst am Hof, dunkel wie die geschwärzten Bohlen der Milchhütte war das Haar und glänzend obendrein.

Aber ihr haspelt noch immer an meinem aufgezausten Lebensfaden, ihr Nornen, graue Schwestern, noch findet ihr Gerberga atmend, denkend, fühlend.

Also werde ich Sita entgegen gehen, sonst verliere ich mich hier oben – mich und meinen Verstand. Mehr hab ich ja nicht mehr.

Mehr brauche ich ja auch nicht, da all das Andere bereits verloren ist. Meine Tochter? Verloren! Ida, die zarte Blume mit dem störrischen Kopf und dem eisernen Glauben im Herzen, genauso wie auch mein Pippin, beide sind verloren. Karlmann der König, mein Gatte – verloren. So lange schon kämme ich Wolle aus dem Mantel, den er nicht mehr tragen wird, der schwache Karlmann! Die Löcher in meinem Kleid stopfe ich damit, schon seit Pavia verloren ging und mit der Stadt die eiserne Krone. Meine Freude, Desiderius – auch er verloren. Noch immer gräm ich mich um ihn. Nicht so um Ansa – coniunx pulcherrima? Ich lache, denn was tut's ihr nun? Verloren ist auch sie! Sie verschimmelt, wie man sagt, in irgendeinem Klos-

ter in der Picardie. Verloren, verloren, verloren.

Wie schlottericht das Kleid mir um die Schultern hängt, wenn ich mich auf die Beine stell – und erst der Mantel. Was red ich mir nur immer wieder ein – verloren bin auch ich, wiewohl das Bisschen noch am Leben, grad soviel, um mich in königlichem Mitleid mit mir selbst zu suhlen. Auf, Gerberga, träges Weib, leg an Kaninchenbälge und zurre sie mit Bändern von Rinde fest, die Sohlen rau gekratzt, sodass die Füße dich talabwärts tragen können – ein langer Weg, aber der Winter ist noch länger.

Karlmanns Mantel, fadenscheinig und doch der Mantel eines Königs – von Burgund, von Aquitanien, von Alemannien – er verleiht mir einen Glanz, den Karlmann selber nie gehabt. Dazu sein Stab mit dem kantig harten Knauf – der trägt Karlmanns eckig Wappenschild von Silber und ist doch dabei ein wenig kurz. Solch ein kleiner König ist er gewesen. Wenn ich doch Karl zum Gatten bekommen hätte und nicht nur zum Mann – nun, größer war auch der nicht, aber stärker. Zäh war Karl, so wie ein Wildschwein – im Leben, in der Liebe. Auch in der Liebe. Ein Eber war er in der Tat. Was wär ich für ein Weib gewesen, wenn ich Karl von meinem Kelch nicht hätte kosten lassen, obwohl der doch dem Bruder war bestimmt. Karl mit der Doppelzunge, dem jedes Barthaar in Flammen aufgehen und ihm ins Gesicht sich brennen möge. Ich verfluche ihn, denn ich weiß, er sucht nach mir, nach seiner Königinnen-Metze. Im Bett wird er mich nicht mehr wollen, drum bleibt wohl nur das Schwert, das er mir zugehakt. Sein ganzes Frankenreich sucht nach Gerberga, der wahren Königin.

Ach was ich da rede, es ist zum Haare raufen! Kein Mensch wird nach mir suchen. Ich werde gehen müssen, weil ich hier sonst erfriere. Also gehe ich – langsam, bedacht, aber ich gehe. Der Stab gibt den Takt und der Wind hat aufgetragen, kaum schützt der Mantel des toten Königs seine knochenzähe Königin. Weiter gehen, den kaum begangenen Pfad hinab – hinab, dem tastenden Stecken nach!

Am Maiensäss, da soll gerastet sein, dort, wo die ersten kümmerlichen Föhren vor dem Wind sich biegen. Ich kann den Schnee schon riechen – gut möglich, dass es nicht bis morgen hält!

Dohlen kreisen über mir.

Akah akah!

Und noch jemand schreit durch die Dohlenrufe hindurch – und löscht sie aus. Bleibt der Wind, gegen den ich mich voran arbeite, dabei mit einer Hand dem Mantel eine Gemme bin und mit der anderen vom Stab mich führen lasse. Das kalte Silber beißt mir in die Hand und der Schrei hallt noch in meinem Kopf – die wird ja wohl nie wieder schreien, mit der ist's aus.

Sita?, ruf ich in den Wind und der kämmt mir die Haare ins Gesicht. Ich wische mit dem Handrücken über Stirn und Augen, ohne den Königsstecken fahren zu lassen. Der Pfad windet sich unter den Kaninchen meiner Füße und das Gras wird feucht.

Nicht ausgleiten, Gerberga!

Ich stemme mich gegen den Wind, den Sturm.

Blutgeschmack, die Lippen reißen wie Spinnweben. Die Dohlen, jetzt höre ich sie wieder – und zwischendrein noch andre Schreie. Ziegen, nicht Menschen. Die Ziegen sind da irgendwo.

Der Pfad verschwindet unter Wacholder, Kranewitt hieß ihn mein Vater und nun reißt er mir die Beine auf, hoch bis zum Knie. Noch mehr Blut, des ich nicht achte. Kranewitt, o Kranewitt, erkennst deine Königin nit? Vergießt ihr Blut nach alter Sitt o Kranewitt, mein Kranewitt!

Als wenn es die Dohlen in meinen Kopf hinein gesungen hätten.

Kranewitt!

Ich rupfe – den Stab mit der Gemmenhand an den Mantel gepresst – einen Zweig und lege mir ein Wacholderblatt auf die blutenden Lippen. Es juckt und treibt mich an. Kranewitt!

Wieder die Ziegen. Sie sind ganz in der Nähe. Ich ziehe das Blatt mit dem mir verbliebenen oberen Zahn in die Mundhöhle und sauge daran. Meine Beine sind schwer, eine Messerklinge schiebt sich in der Mitte des Rückens empor, kratzt auf den Knochen, den Wirbeln, es fällt mir schwer, das Ziel des Weges überhaupt zu denken. Was, wenn sie mich finden?

Die Ziegen – jetzt ganz laut und nah. Dabei, dazwischen noch ein anderes Tier, es japst wie ein toller Fuchs. Wachsam, Gerberga, sei du der Fuchs, nicht toll, doch klug!

Schritt auf Schritt, kaninchenstill gesetzt, rücke ich zum nächsten Felsen vor, behutsam gegen den Wind, Fuß vor Fuß.

Dahinter, im Kranewitt, sehe ich Sita lie-

gen – die Augen im Himmel und neben ihr ein Stein, so rot wie die Blätter unter ihrem Kopf. Die stille Rieke sehe ich auch und ihre Schändung. Den Franken über ihr – er ist der japsende Fuchs. Mit den Händen, die Rieke in den Wacholder drücken, hat er sich rote Zeichen ins Gesicht gemalt, während sein Beil und seine Hose fernab liegen, so wie die Ziegen.

Er sieht mich nicht. Ich sehe ihn und trete näher. Riekes Augen sind so tot wie Sitas, und dabei atmet sie doch noch.

Kranewitt, O Kranewitt,
erkenntest deine Königin nit?
Gib ihr dein Blut nach alter Sitt,
O Kranewitt, mein Kranewitt!

Ich bin nun nah genug. Der Franke wird nicht fertig, denn er hebt den Kopf, wendet sich, versucht sich zu entsinnen, wo er das Beil gelassen, als ihm der Knauf des Königsstabes den Schädel öffnet.

Meine Arme schmerzen, der Hieb, der war mit ganzer Kraft geführt – und seine Männlichkeit ist längst am Boden, als er noch immer hockt und starrt. Erst als ich Rieke an mich ziehe, neigt sich der Frankenrecke auf die Seite, stürzt ins Laub des Kranewitt und läuft rot aus, ganz wie ein leckgeschlagener Weinkrug auch.

Rieke schüttelt den Kopf, erhebt sich, ohne weiter des noch immer hochgeschürzten Kleides zu bedenken und geht zu ihrer Mutter, beugt sich über sie und beginnt mit ihr das Reden.

Was ist all das Blut, all der Tod gegen dieses Reden?

Ich sage: Rieke komm! Die Mutter ist bei Gott!

Sie lacht und schüttelt das blonde Haupt. Noch einmal ich: Rieke!

Doch wieder nur dies Lachen. Sie will bleiben.

Ich vermag das Mädchen nicht zu tragen, drum stehe ich, nun stumm- und steif gefroren, betrachte sie in ihrer Plauderei mit Sita auf dem roten Kranewitt, sehe den Franken, in dessen Augen sich das Grau der Wolken spiegelt und der gar kein Franke ist, sondern der hiesigen Holzfäller einer. Der Wind ist still, lauscht wie die Dohlen und ich erschrecke über die erste Schneeflocke. Es fallen mehr und noch bevor sie den roten Kranewitt einweißen können, packe ich den Stab und wende mich zum Gehen.

Rieke bleibt, doch eine um die andere erheben sich die Ziegen und folgen mir, der Königin mit den roten, vom Wacholder brennenden Beinen hinab ins Tal.
Kranewitt, O Kranewitt!

erwartest deine Königin nit?
Und doch naht sie sich Schritt vor Schritt,
O Kranewitt, o Kranewitt!

Der Autor über sich:

In Berlin geboren und aufgewachsen, folgte ich recht bald dem Ruf, der mich ans Theater lockte. Bühnen-Engagements in Berlin, Quedlinburg, Halberstadt und Bamberg folgten.

Nach 12 Jahren intensiver Theaterarbeit am Bamberger E.T.A. Hoffmann-Theater empfand ich, dass es an der Zeit war, meinem Leben einen neuen Geschmack hinzuzufügen. Also eröffnete ich gemein-

sam mit meiner Frau den literarischen Teesalon „Teegießerei“, den ich dann fünf Jahre lang leitete.

Im Jahr 2011 gründete ich den Bamberger Wortkunstverlag, in dem bisher drei Hörbuch-CDs mit von mir selbst eingesprochenen Werken E.T.A. Hoffmanns erschienen sind.

Für mein kulturelles Schaffen erhielt ich im Jahr 2015 vom Kunstverein Bamberg den Berganza-Preis. Zur Zeit bin ich freiberuflich tätig als Rezitator und als Autor – im September 2015 erschien mein erster Roman „Zwei Raben“ bei „Der Kleine Buchverlag“ in Karlsruhe.

Die prämierten Geschichten

Ils morts da Falein

von Paula Casutt-Vincenz

Nua eis ella?

Nos eglis eran d'accord sco gia tontas gadas.

Nua eis ella?

Il sulegl ha prest piars ses radis e negins pass ein d'udir.

Nossas sentupadas egl englar denter stgir e clar eran daventadas in ritual.

Noss'amur stueva star el tschelau. Gnanc in soli dueva encorscher tgei che seseva grev en nos cors ed impediva els da sgular.

Nua eis ella?

Gia avon dudisch glinas erel jeu seunius cun Arava. Miu bab haveva decidu, siu bab era vegnius perina cun il miu.

Ni mei ni Arava havevan els dumandau.

Tgi dumandava schon suenter sentiments? Els eran bein cheu, mo havevan buc anflau plaidis per contonscher las ureglias.

Nua eis ella?

Era sche sentiments paran d'haver negins plaidis, sefuorman els tonaton egl esser ed il tgierp reagescha immediat. Il steric che sefuorma ellas giugadiras e fa daventar igl entir esser dirs e pensivs, ei tuttaviva ina fuorma d'exprimer sentiments.

Jeu erel daventaus dirs, malidis e mias aveinas eran da veser tras la pial brina da mia bratscha. Miu tgierp, movibels e fermis dalla lavur, daventava els muments, cu Arava empruava da carsinar mia pial, freids ed jeu havevel pial gaglina.

Tut il carsinar, tut las stentas che Arava empruava per surmenar miu tgierp, eran vanas. Per mei era ei adumbatten da se-

volver viers ella. Arava haveva ina biala fatscha, sia statura era gronda ed ella era disada gia da pintga ensi da luvrar. Buc ina lavur fuss stada per ella ina memia bia. Ils eglis dad Arava denton eran mets e freids e mintgamai, cu si'egliada empruava da contonscher mes eglis, miravan lezs spert naven. Jeu havevel bein encurschiu gia in temps ch'ils eglis dad Arava encurevan buca pli ils mes. Che las emprovas da s'avischnar eran naven e stgiras umbrivas circumdavan ils eglis dad ella.

Miu cor era regalaus, miu desideri mirava en in'otra direcziun.

Savend che mes giavischs stettien vans, regalavan quellas sentupadas denter stgir e clar a mi il flad per il mintgadi.

Nua eis ella?

Il fried da tiara frestga vegn encunter a mi. Ei freda sco sch'ei fuss vegniu arau.

Ussa? Dil temps ch'il fretg era raccoltaus, cheu nua che negins ers seplaccan sin las terrassas, in fried che vul buc ir a prau cun il temps e liug.

Mi'egliada sevolva, jeu mon entgins pass engiuviars.

Tiara, in mantun tiara. Senz'in soli patratg vegnel jeu pli datier.

Cheu eis ella, mia cara, sfundrada en ina ruosna frestga. In segl, ed jeu tegn siu tgau en mes mauns. Saung, mes mauns prendan si quei tgietschen. Sun aschi surstaus ed eris e lu sentel jeu mo pli ina frida amiez miu tgau.

„Ussa saveis star en perpeten uni!“

Arava sesa agl ur dalla fossa, il moni aunc enta maun, mironde encunter val.

„Vies destin ei era il miu.“

Sulettamein la glina ei stada perdetga, cu Arava ha cuvretg la fossa cun tiara. E duront che la tiara cuvrega il corps dad um e dunna daventavan ils egls dad Arava pli e pli freids. Tut ils sentiments eran svani cun las fridas. Ils tschespets eran tschentai. Bufatg arva Arava uss il sitget che penda gia schon gl'entir temps entuorn veta ad ella. Ella arva el bufatg e derscha il cuntegn en sia palmamaun. Ella arva sia bucca e derscha lien tut en inaga ed emprova da laguoter tut. Ella drova duas buccas pleinas e lu ei tut laguttii. Peter eis ei. Mo buc aschi peter sco da viver senza negina carezia. Gest sper la fossa sesanfla ina muschna. Denter crappa e cagliom semetta Arava a mischun. Igl ei freid, ina nebla spessa enzuglia l'entira cuntrada. Cu las empremas scrottas da neiv crodan per tiara, senta Arava nuot pli.

Übersetzung:

Wo ist sie?
Unsere Augen waren sich einig, wie schon so viele Male.
Wo ist sie?
Die Sonne hat bald ihre Strahlen verloren und es sind keine Schritte zu hören.
Unsere Treffen in der Waldlichtung el bei Dämmerlicht waren zum Ritual geworden.
Unsere Liebe musste im Verborgenen bleiben. Kein Einziger soll bemerken, was schwer in unseren Herzen sitzt und sie am Fliegen verhindert.
Wo ist sie?
Bereits vor zwölf Monden hatte ich mich mit Arava vereint. Mein Vater hatte beschlossen, ihr Vater hatte sich mit meinem geeinigt.
Weder mich noch Arava hatten sie gefragt.
Wer fragte schon nach Gefühlen?
Sie waren wohl hier, hatten jedoch keine Worte gefunden, um die Ohren zu erreichen.
Wo ist sie?
Auch wenn Gefühle wortlos erscheinen, bilden sie sich trotzdem im Sein und der Körper reagiert unmittelbar. Das Steife, welches sich in den Gliedern formt und das ganze Wesen erstarren und in sich kehren lässt, ist durchaus eine Form, Gefühle auszudrücken.
Ich war erstarrt, unwirsch, und meine Venen zeichneten sich durch die braune Haut meiner Arme ab. Mein beweglicher

und durch die Arbeit gestärkter Körper erkaltete und ich bekam Gänsehaut in den Momenten, in denen Arava versuchte, meine Haut zu streicheln.
Alle Liebkosungen, alle Mühen Aravas meinen Körper zu verführen, waren vergebens. Mich ihr zuzuwenden war erfolglos. Arava hatte ein hübsches Gesicht, sie war grossgewachsen und von klein auf gewohnt zu schuffen. Keine Arbeit wäre ihr eine zu viel gewesen. Aravas Augen jedoch waren stumm und kalt und jedes Mal, wenn ihr Blick meine Augen zu erreichen versuchte, blickten diese schnell weg. Ich hatte wohl schon vor einiger Zeit bemerkt, dass Aravas Augen die meinen nicht mehr suchten. Dass die Annäherungsversuche aufgehört hatten und dass dunkle Schatten ihre Augen umgaben. Mein Herz war verschenkt, mein Verlangen blickte in eine andere Richtung. Wissend, dass meine Wünsche aussichtslos waren, schenken mir diese Treffen in der Dämmerung Atem für den Alltag.
Wo ist sie?
Der Geruch frischer Erde kommt mir entgegen.
Es riecht, als ob gepflügt worden wäre. Jetzt? In der Zeit, da die Früchte geerntet sind, hier, wo sich keine Äcker über Terrassen erstrecken, ein Geruch, der nicht zu Zeit und Ort passen will.
Mein Blick dreht sich ab, ich gehe einige Schritte abwärts.
Erde, ein Haufen Erde. Ohne einen einzigen Gedanken nähere ich mich.
Hier ist sie, meine Geliebte, versenkt in einem frischen Loch. Ein Sprung, und ich halte ihren Kopf in meinen Händen. Blut, meine Hände nehmen dieses Rot auf. Ich bin so überrascht und starr und dann spüre ich nur noch einen Schlag mitten auf meinem Kopf.
„Jetzt könnt ihr ewig vereint sein!“
Arava sitzt am Grabesrand, den Schaft noch in der Hand, den Blick ins Tal gerichtet.
„Euer Schicksal ist auch meins.“
Einzig der Mond war Zeuge, als Arava das Grab mit Erde bedeckte.
Und während die Erde die Körper von Mann und Frau verhüllte, wurden Aravas Augen immer kälter.
Alle Gefühle waren mit den Schlägen gewichen.
Die Narben waren gesetzt.
Vorsichtig öffnet Arava jetzt das Säckchen, welches schon die ganze Zeit um ihr Leib hing. Sie öffnet es behutsam und leert den Inhalt in ihre Handfläche.

Sie öffnet ihren Mund, steckt alles auf einmal hinein und versucht es zu schlucken. Sie braucht zwei Mund voll und dann ist alles weg.
Es ist bitter. Aber nicht so bitter, wie ohne Liebe zu leben.
Unmittelbar neben dem Grab befindet sich ein Schutthaufen. Zwischen Steine und Gebüsch kauert Arava sich zusammen.
Es ist kalt, ein dichter Nebel verhüllt die ganze Gegend.
Als die ersten Schneeflocken fallen, spürt Arava nichts mehr.

Die Autorin über sich:

Paula Casutt-Vincenz ist 1968 in Breil/Brigels geboren und aufgewachsen. Bereits früh hat Paula das Bedürfnis, erste literarische Versuche in Gedichtform zu wagen. Einige wurden in der Gasetta Romontscha sowie im Calender Romontsch publiziert. Im Jahre 2005 hat die Autorin in Zusammenarbeit mit dem Kunstmaler Guido I. Tomaschett das Kunstbuch Muments/Augenblicke veröffentlicht. Seit einigen Jahren sind nebst den Gedichten auch kürzere und längere Texte eine neue Passion der Autorin. Paula Casutt-Vincenz ist verheiratet, Mutter von drei erwachsenen Kindern, zwei Töchter und einen Sohn und lebt mit ihrer Familie in Falera

Paula Casutt-Vincenz ei naschida 1968 a Breil e carschida si leu. Gia baul ha ella entschiet a scriver sil pli poeiasias. Cul temps ha ella ugegiau il sbargat en la poblizad e publicau ella Gasetta Romontscha sco era el Calender Romontsch. Igl onn 2005 ha ella publicau enzemen cun il pictur artist Guido I. Tomaschett il cudisch Muments/Augenblicke. Dapi entschins onns ein sper las poeiasias era texts cuorts e liungs ina nova passiuin dalla autura. Paula Casutt-Vincenz habitescha a Falera ei maridada e mumma da dous feglias ed in fegl carschi

Die Toten von Falein (Aus der Hexameter-Chronik des Erzstiftes Biwingen)

von Stephan Peter Johannes Cramer

Haltet mich nicht für verschwätzt, wenn ich Euch ein Geheimnis verrate,
das mir ein Mann offenbarte, als ich durch den Kreuzgang spazierte,
unlängst erst, und ich sinnierte von Gottes Gerechtigkeit – plötzlich
brach einer aus einer Hecke, ergriff meine Rechte, sank nieder,
und ich war derart verwirrt, dass ich ihm meine andere Hand nur
auf seinen Scheitel zu legen vermochte und auf ihn hinabsah.
„Ehrenwürdiger Vater“, begann er, „ich habe gesündigt.“
„Welche Art“, fragte ich, „von Sünde hast Du denn begangen?“
„Ach, fragt mich nicht! Mich packt selbst noch das Grauen; zwar kam ich zum Beichten,
jetzt aber zaudere ich, Euch mit so etwas Üblem zu quälen,
Euch, der Ihr hier in den Mauern des Klosters vor Sünde gefeit seid.“
Zwar wurde mir dabei unwohl, doch nötigte ich ihn zum reden:
„Sei guten Mutes, mein Bruder, wir alle sind sündige Menschen.
Keine einzige Sünde verzeiht Gott nicht, wenn sie bereut wird.“
„Vater, ich habe mit Vorsatz gemordet, und das nicht nur einmal.
Einen Mann und zwei Frauen hab ich in den Himmel befördert.“
„Beim Lieben Gott! Was hast Du gemacht!?", schrie ich voller Entsetzen.
„Warum hast Du das getan?!“ - „Ach, ich weiß es doch selber nicht, Vater.
Es überkam mich so einfach.“ Jetzt wurde er kleinlaut und weinte.
„Reiß Dich zusammen, Du Mensch! Was hat Dich zu den Morden bewogen?
Kannst Du Deine drei Opfer? Was haben sie an Dir verbrochen?“
„Nichts“, schluchzte er. „Und ich kannte nur eine der Frauen vom Sehen.“
„Was heißt vom Sehen? Und wo? Hast Du damals mit ihr schon gestritten?“
„Nein, Hochwürden, sie hatte ...“, er barg sein Gesicht in den Händen.
„Sie hatte damals den Mund nicht frei, wenn Ihr erlaubt, das zu sagen.
Deshalb war unser Gespräch eher kurz, und sie trug nur den Preis bei,
nur dass ich ihr für ihr Freundlichsein drei Laibe Ziegenkäs schulde,
die sie demnächst mit der Stiefmutter und ihrem Bruder sich hole.“
„Ach, und die kamen dann an, und Du wolltest den Liebeslohn prellen?!“
„Nicht doch, Hochwürden! Ich stapelte ihn ja sogar schon am Stalltor,
weil ich dachte, die Arme muss ihre Familie ernähren.
Aber als sie dann kamen, erschienen sie prachtvoll gekleidet.
Auch stiegen sie nicht zu Fuß herauf, sondern sie ritten auf Eseln,
führten sogar noch ein Saumtier mit, um den erwarteten Käse
ja nicht tragen zu müssen. - Der Jüngling fing gleich an zu stänkern:
‘Hallo, Alter! So weit in der Höhe wird keiner sonst sesshaft!
Unberitten hätte den Weg ich nur schwitzend bewältigt.
Hier wohnst Du also allein mit den Geißen und machst Deinen Käse?
Du bist gewiß ein recht seltsamer Öhi?!’ - Ich zuckte die Achseln.
‘Alter, ich ahnte schon, dass es auf Erden nichts gibt, was es nicht gibt.
Seht mal, da hüpf ja schon so ein behörnt- und beeutertes Viehstück!
Du hast aber hässliche Geißen! Die sind ganz verkotet!’
‘Widerlich!’, schrie jetzt die Mutter. ‘Und schau nur, wie schmutzig er selbst ist.
Wäschst Du Dich manchmal, Du Senner? Das ist doch Dein richtiger Titel?’
‘Lasst ihn in Ruhe, er redet nicht gern’, unterbrach sie mein Techtel-
Mechtel, ‘weil ers nicht kann. Aber Käse heranzüchten kann er.
Ich hab geglaubt, seinen Rührstab im Munde zu haben, doch hoff ich,
dass mir der Käse vom Käselaiab trefflicher mundet als jener.’
Darüber lachte der jüngere Bruder, er kicherte Tränen,
und seine Mutter wieherte auf, während sie an mein Haus trat
und meine Hacke besah: ‘Sogar Eisengerätschaften hat er!
Die hast Du sicher gestohlen! Die kannst Du Dir sonst doch nicht leisten!’ -
unterdes die Geschwister mit Steinen den Milchtopf zerschmeißen.
Tja, und so ging es dann weiter, bis ich meine Haltung verlorn hab.
Dann geschah alles sehr schnell, erstmal riss ich die Mutter zu Boden
und schlug ihr mit der flachen Seite der Hacke den Kopf ein.
Jetzt fielen mich die Geschwister an, kreischend wie leibhafte Teufel -

kaum konnte ich mich erwehren! Ich stieß erst das Mädchen zur Seite. Glücklicherweise gelang es dann, dass ich den Bruder am Schopf hielt und mit dem Hackenspitz ihm ein quadratisches Loch in den Kopf hieb. Als mich die Schwester bestürmte, ergriff ich sie gleich bei der Kehle, zerrte sie rüber zum Hackstock und schlug ihr das Haupt mit dem Beil ab." Während er sprach war er lauter geworden, sah mir in die Augen. „Später vergrub ich die Leichname, bis auf den Kopf dieses Mädchens, dessen Mund halb geöffnet erstarrt war - ich zog in Erwägung, ihr einen künstlichen Leib anzupassen. Sie sollte mir dienen." Bei diesen Worten umzuckte die Lippen des Mannes ein Grinsen. „Aber das Fleisch verwest schnell, und dann warf ich das Ganze ins Feuer." Diese letzten Worte versetzte er unter Grimassen; damit beendete er die Erzählung. - Ich rang mit der Fassung. Erst war ich sprachlos, ich sank auf die Bank an der Flanke des Kreuzgangs, er aber kniete noch immer vor mir und durchforschte mein Antlitz. Lange saßen wir da, bis ich endlich den Mut fand zu sprechen: „Bruder, ich sagte Dir zu, dass vor Gott Deine Sünden verschwinden, wenn Du bereust was Du tatest. Bereust Du?!" - Er zuckte die Achseln. „Das deute ich als ein Ja, also bete, dann wird Dir verziehen."

Der Autor über sich:

Geboren 1971 in Immenstadt im Allgäu lebe ich seit 1975 in München. Hier machte ich das Abitur, danach Zivildienst im Kloster Schäftlarn, studierte Altphilologie und Geschichte, Germanistik und Philosophie; Magister Artium 2002. Von Jugend an schrieb ich Prosatexte, lyrische und epische Dichtung, teilweise mit eigenhändigen Illustrationen, und Songtexte für mein Band-Projekt Mors

Nidus Phoinicis; etliche Veröffentlichungen in Kleinverlagen, Zeitschriften und Anthologien, dazu Lesungen, auch mit musikalischer Begleitung, und Konzerte mit der Band. Berufliche Tätigkeiten als freischaffender Autor für diverse Sprachverlage, seit 2006 angestellter Lehrer für Latein und Ethik an staatlichen Gymnasien. Im Jahr 2011 wurde mein Sohn Gustav Johannes geboren, 2014 sein Schwesterchen Luise Luna.

Blut um Blut

von Manfred Haag

Gion lag wach und starrte in die Dunkelheit. Der böige Föhnwind toste in den Wipfeln der Tannen. Gerade so, als ob die wilde Jagd daher käme, mit schnaubenden Pferden und schwarzen Reitern, die Unheil und Verderben brachten. Wenn es einmal still war, so still wie in einem Grab, dann konnte man hören, wie es im Dachgebälk der Alphütte knackte. Dann war auch der pfeifende Atem des Sennen zu vernehmen, der auf der anderen Seite des Trils im Stroh schlief. Ob er etwas ahnte? Früh am Morgen war Gion aufgebrochen, drunten im Dorf, das er nach zwei Tagen Wanderschaft erreicht hatte. Lang und mühsam war der Aufstieg gewesen. Er war einem Pfad gefolgt, der sich zuweilen im Gestrüpp verlor. Dornenranken zerrten an seiner Jacke, als ob sie ihn mit Gewalt zurück halten wollten. Der letzte Gewitterregen hatte den Steg über den Wildbach in die Tiefe gerissen. Gion war nahe daran gewesen, umzukehren. Doch er dachte an seinen Stiefvater, und so kletterte er auf allen vieren den Steilhang hinauf. Am groben Gestein scheuerte er sich die Fingerkuppen blutig. Schliesslich fand er einen Übergang, wo er durch das gischende Wasser waten konnte. Als er die Alp erreichte hatte, war ihm ein Hund entgegen gerannt. Ein mageres Vieh, das einem Wolf ähnelte und das ihn lauernd umkreiste. Die Hüttentür ging auf. Der Senn musste sich bücken, damit er seinen Schädel nicht am Türbalken stiess. Beim Anblick des Mannes verkrampfte sich Gions Magen, und sein Mund wurde trocken. Der Kerl war massig geworden. Um den Mund hatten sich Kerben gebildet und die Stirne war gefurcht. Doch es gab keinen Zweifel: Er war es! „Gott zum Gruss," würgte Gion hervor. „Habt ihr ein Nachtlager für einen Jäger?" Der Hühne musterte ihn misstrauisch von Kopf bis Fuss. Der Hund hob die Lefzen und entblösste die gelblichen Fangzähne. „Ich kann euch auch zur Hand gehen," fügte Gion hinzu.

Der Bärtige zuckte die Achseln. „Kannst gleich Holz hacken," brummte er. „Mach drei Körbe voll und trag's in die Hütte." So spaltete Gion zuerst Holz. Später half er, das Vieh von der Weide zu holen und zum Melken in den Stall zu treiben. Am Abend kochte der Senn ein Mus, zu dem sie selber gebackenes Brot und Käse assen. Gion steuerte ein Stück Trockenfleisch und

einen Schluck aus der Schnapsflasche bei. Nun lag er da und starrte in die undurchdringliche Schwärze. Der Föhnwind heulte wie eine gepeinigete Seele. Zwei Monde war es her, dass ihn sein Stiefvater beiseite genommen hatte. „Du bist nun ein Mann,“ hatte er gesagt. Du hast gelernt, wie man den Pflug führt, wie man säht und wie man erntet. Du kannst mit Spiess und Schwert umgehen. Wenn wir das nächste mal in den Kampf ziehen, wirst du dabei sein. Bald wirst du dir ein Mädchen zur Frau nehmen. Doch vorher musst du beweisen, dass du ein wahrhafter Mann bist.“ Der Stiefvater hatte ihm beide Hände auf die Schultern gelegt und hatte ihm eindringlich in die Augen gesehen. „Bring mir den Kopf des Mannes, der deine Eltern getötet hat.“

In jener Nacht quälten Gion zum ersten mal seit langem wieder Albträume. Er lag wieder in seinem Versteck auf dem Heuboden und sah, wie drei Männer den Vater, die Mutter und die Grossmutter erschlugen. Gelacht hatten sie, als sie die Keulen auf die Köpfe der Gefesselten niedersausen liessen. Und gelacht hatten sie, als sie Brände in Haus und Scheune schleuderten. Er konnte von Glück reden, dass es ihm gelang, aus dem brennenden Stall zu entkommen. Da waren die Mörder bereits weg gewesen. Sie hatten das Vieh vor sich hergetrieben und waren im Wald verschwunden. Er war zu den Toten hin getaumelt.

Noch heute sah er die Augen der Mutter vor sich. Sie waren es, die ihn in die Träume verfolgten. Nicht das Bild der haarverklebten Schädelwunde, aus der Blut und ein rosafarbener, wässriger Brei gesickert waren, sondern die Augen. Früher hatten sie sich ihm immer zugewandt, sobald er gerufen oder geweint hatte. Freundlich hatten sie geblickt, liebevoll, selten einmal ärgerlich. Doch an jenem Tag hatten sie ihn nicht mehr gesehen, obwohl sie weit aufgerissen waren, als ob seine Mutter furchtbar erschrocken wäre. Reglos hatten sie in den Himmel gestarrt. Auch dann noch, als er zaghaft die kalte Hand berührt hatte. Und selbst dann noch, als er sein Gesicht ganz nahe an ihres gehalten hatte, als seine Augen nur noch einen Fingerbreit von den ihren entfernt waren. Er hatte verstanden, dass sie ihn nie wieder sehen, nie wieder erkennen würden. Ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit hatte ihn gepackt, hatte ihm die Kehle zugeschnürt und den Atem genommen. Stumm war er sitzen geblieben, unfähig

wegzulaufen, unfähig zu schreien oder zu weinen.

Und nun lag er neben dem Mann, der es getan hatte. In einer Stadt hätte es eine Obrigkeit gegeben, die man hätte zur Hilfe rufen können, einen Richter, der Recht gesprochen hätte. Doch hier in den Bergen, da galt nur ein Recht, das Recht des Stärkeren. Es galt nur ein Gesetz: Das Gesetz der Rache: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut.

Gion starrte in die Dunkelheit. Sein Vater war getötet worden, weil er den Bruder des Sennen umgebracht hatte, weil dieser wiederum den Grossvater getötet hatte. Wie viele Jahre sich die Fehde schon hinzog? Wie sie angefangen hatte? Mit einer Beleidigung, die man nur mit Blut abwaschen konnte? Mit dem Kampf um eine Frau? Mit einem Grenzstreit? Mit einem gestohlenen Kalb? Gion wusste es nicht. Vor seinen Augen zog ein irrsinniger Totentanz vorbei. Männer, die aus dem Dunkeln stürzten, wie auf eine Bühne. Sie fielen übereinander her. Sie erschlugen, erstachen und erwürgten einander. Sie zündeten Häuser und Höfe an, sie schändeten Frauen und ertränkten Säuglinge, als ob es junge Katzen wären. Blut quoll aus den Wunden der Getöteten, Blut troff von den Händen der Töter. Aus leeren Auenhöhlen grinsten sie ihn an, bevor sie wieder im Dunkel verschwanden. Gion spürte, wie ihm der kalte Schweiß ausbrach.

Er würde den Mörder seiner Eltern ermorden und selber zum Mörder werden. Die Kinder des Getöteten würden ihm nach dem Leben trachten. Und seine eigenen Kinder würden die Nachkommen des Sennen töten. Sie waren gefangen in einem Kreislauf von Schuld und Sühne. Das Morde vererbte sich von Generation zu Generation, wie ein böser Fluch.

Und wenn er den Fluch brechen würde? Wenn er jetzt aufstand, wegging und den Senn am Leben liess? Was dann? Man würde ihn einen Feigling schimpfen. Als einen, der die Gesetze der Ahnen nicht achtete. Unheil würde er auf das Dorf herabbeschwören. Denn die Geister der Verstorbenen würden keinen Frieden finden, wenn er sich weigerte, ihren Tod zu sühnen. Niemand würde ihm die Tochter zur Frau geben. Man würde ihn aus der Dorfgemeinschaft verstossen. Doch der Gedanke liess ihm keine Ruhe. Wenn er mit dem Mörder reden würde? Wenn sie Frieden schliessen könnten? Wenn sich die Familien versöhnen wür-

den? Vielleicht sollten sie zum Schamanen gehen, damit er die Geister der Toten befragte. Oder zum Ältesten. Je länger er darüber nachdachte, desto vernünftiger erschien ihm der Gedanke. Morgen würde er mit dem Senn reden. Morgen würde er mit ihm Frieden schliessen. Morgen würde ein grosser Tag sein, der ihr beider Leben änderte. „Friede“, dachte er „Versöhnung“. Die Worte zogen Kreise in seinem Kopf. Eine wohlige Wärme breitete sich in seiner Brust aus. Ruhe kehrte in sein Herz ein. Endlich konnte er einschlafen. Jählings zuckte Gion hoch. Es war noch immer dunkel. Es war still. Der Föhnsturm hatte sich gelegt. Er horchte. Die Stille war nicht friedlich, sie war bedrohlich. So als ob etwas Unaussprechliches im Dunkeln lauern würde. Erst jetzt fiel ihm auf, dass der Atem des Sennen nicht mehr zu hören war. Wo war er? Ein Balken knackte. Im gleichen Moment warf sich Gion zur Seite. Die Bewegung rettete ihm das Leben. Etwas sauste an seinem Kopf vorbei und bohrte sich ins Holz. Ein Körper schlug dumpf auf. Gion griff hastig nach dem Dolch, den er sich unter dem Hemd umgeschmalt hatte. Es raschelte im Stroh. „Glaubst wohl, ich hätte dich nicht erkannt,“ zischte der Senn. Blindlings schlug er nach Gion. „Halt,“ keuchte er. „Wir können reden, wir können uns doch einigen, wir können Frieden...“ Zwei mächtige Pranken packten ihn an der Kehle. Schwer drückten die Knie auf seinen Brustkorb. Gion glaubte, sein Schädel würde gleich platzen. Rote Flecken tanzten vor seinen Augen. Seine Zunge schwell an. Es war, als ob alle Kraft aus seinem Körper herausgesogen würde. Mit letzter Energie bäumte er sich auf, stiess blindlings zu. Der Stahl traf auf etwas Weiches, das für einen Augenblick Widerstand bot, dann durchtrennte es der Dolch und glitt hindurch. Der Hüne stiess einen gurgelnden Schrei aus und liess die Kehle los. Sein Körper krümmte sich. Gion warf sich zur Seite und rang krampfhaft nach Atem. Ein Hustenanfall schüttelte ihn, bis er erbrechen musste. Schliesslich taumelte er die Leiter hinunter. Er steckte einen Span an der Ofenglut an und kletterte wieder nach oben. Der Senn lag zusammengekrümmt in einer Blutlache. Seine Augen waren weit aufgerissen, als ob er furchtbar erschrocken wäre. Reglos starrten sie zur Decke. Auch dann noch, als Gion zaghaft die Hand berührte. Und selbst dann noch, als er das Gesicht ganz nahe an jenes des Bärtigen hielt, als ihre Augen nur noch

einen Fingerbreit voneinander entfernt waren. Gion verstand, dass die Augen ihn nicht mehr sehen und nicht mehr erkennen konnten. Ein Gefühl grenzenloser Verzweiflung packte ihn, schnürte ihm die Kehle zu und nahm ihm den Atem. Stumm blieb er sitzen, unfähig zu schreien oder zu weinen. Er begriff, dass der Totentanz weiter gehen würde, immer weiter. Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut.

Der Autor über sich:

Manfred Haag ist 57 Jahre alt und lebt in Pfäfers, wo er als Gemeinderatsschreiber und Grundbuchverwalter arbeitet. Krimis sind sein grosses Hobby. Schon früh stibitzte er dem Vater das Taschenbuch „Der Hexer“ von Edgar Wallace aus dem Schrank, um es heimlich zu lesen. Von den aktuellen Autoren schätzt er vor allem Hakan Nesser und Hansjörg Schneider. Was er nicht so mag, sind psychopathische Serienmörder und Thriller, bei denen das Blut buchstäblich zwischen den Buchdeckeln heraustropft. Manfred Haag ist Präsident des Krimiclubs Bad Ragaz, der im vergangenen Jahr gegründet wurde. Dort treffen sich regelmässig Krimifreundinnen und Krimifreunde aus der Region, um über Bücher zu diskutieren, Vorlesungen zu besuchen, oder um Besichtigungen zu unternehmen. Seit bald dreissig Jahren ist Manfred Haag freier Mitarbeiter beim Sarganserländer, für den er über Anlässe im Taminatal berichtet. Gegenwärtig absolviert er einen Fernkurs bei der Schule des Schreibens, Hamburg, um seine Fähigkeiten zu verbessern. Die Geschichte, die er für den Parc-Ela-Krimiwettbewerb geschrieben hat, ist sein Erstling.

hüttenabtrieb

von Thomas Kurze

der wendel hat sich gewünscht dass wir vorausgehen gibt der zu verstehen geht voraus gehen wir voraus klar könnte man denken der mann weiß bescheid weiß trotz seines alters bescheid 21 jänner rechnet der während die enndlin und ich die juliana längst auf die vierzig zugehen aber lass uns wir gehen voraus vielleicht hat er auch angst hast angst der wendel schaut mich an keine angst kein groll man kann in seinem gesicht nicht ablesen wie es sich mit ihm verhält die enndlin scheint sich daran nicht zu stören geht voraus als sei es das natürlichste auf der welt hat ein schweres leben der otmar ist früh verstor-

ben hat ihr niemand gewünscht ist trotzdem so gekommen der herrgott wird wissen warum und der wendel hat nichts dagegen gehabt dass sie seitdem bei uns wohnt es ist meine schwester habe ich dem wendel gesagt und da ich nichts in seinem gesicht habe lesen können was darauf hingewiesen hätte dass er einen einwand vielleicht sogar eine gegenrede parat hätte ist die enndlin dann bei uns eingezogen auf der hütten ist eng habe ich zur enndlin gesagt aber sie hat mir signalisiert dass das schon alles o.k. ist und dann haben wir auf der hütten gewohnt erst ein paar tage und dann waren es wochen und schon bald monate und also sind die jahre ins land gezogen und der wendel hat begonnen die enndlin so merkwürdig anzusehen und ich habe zum wendel gesagt wendel habe ich gesagt und der hat zurück gefragt was hat er gefragt einfach nur was und da wusste ich auch nicht so recht was ich darauf antworten soll denn schließlich ist doch gar nichts passiert ist ja gar nichts habe ich zum wendel gesagt und genau in dem augenblick ist die enndlin hereingekommen und hat gefragt was denn nicht ist und ich habe nur den kopf geschüttelt während der wendel es vorgezogen hat gar nichts zu sagen und das hat die enndlin natürlich auch gewissermaßen misstrauisch gemacht und also ist es in den darauf folgenden tagen immer weniger zu gesprächen gekommen was ja o.k. ist aber die enndlin schien weniger glücklicher mit einer solchen situation man könnte ja auch miteinander reden hat sie zu mir gesagt juliana wir haben immer gesprochen früher als der vater noch lebte die mutter juliana erinnerst du dich an die mutter hat die enndlin zu mir gesagt die mutter juliana und vielleicht hat sie recht gehabt vielleicht ist das zusammenleben bei gleichzeitigem schweigen nicht gut ist doch nicht gut enndlin habe ich gedacht hast schon recht ist nicht gut und also bin ich hin zum wendel und habe ihm versucht zu erklären dass es so nicht weitergehen kann es kann so nicht weitergehen habe ich zum wendel gesagt und der hat sehr intensiv geschaut so intensiv dass ich alles auf einem guten weg vermutet habe und wirklich erst sind der wendel und ich am abend mal auf der wiese herum spaziert und es war gut und dann sind die enndlin und ich mal am abend auf der wiese herum spaziert wir haben ein wenig geredet und es war gut und natürlich bin ich auch davon ausgegangen dass im anschluss und in den darauf folgenden

tagen dann auch mal der wendel und die enndlin ich meine es lag gewissermaßen in der luft und ich habe zur enndlin gesagt enndlin habe ich gesagt es wäre eine möglichkeit und natürlich hat die enndlin gewusst dass ich mit der möglichkeit einen abendlichen spaziergang meine du und der wendel habe ich gesagt und die enndlin hat ganz genau gewusst was ich meine und es kann auch sein dass sie in dem augenblick kurz gezuckt hat was ich natürlich nicht sicher weiß was für mich aber nahe gelegen ist in der juliana-welt liegt das nahe aber natürlich ist die juliana-welt nicht die grösste und wer weiß wie die wendel-welt aussieht denn der wendel ist noch jung oder wie groß gar die enndlin-welt ist und da passiert es genau in der zeit dass an einem tag der wendel und ich waren nach getaner arbeit noch einmal draussen auf den wiesen die nicht von der hütte aus einzusehen sind bei unserer rückkehr ein mann vor der hütte steht älter als der wendel gunnar sagt er auf die frage wer er ist was uns ja gewissermaßen genauso ratlos zurück lässt denn der name kommt uns merkwürdig vor fremd auch seine sprache ist fremd schwer zu verstehen eine schwere sprache auch in ihrer form nordisch vielleicht und so fremd alles auch erscheinen mag eine unmittelbare gefahr scheint nicht von ihm auszugehen und so stehen wir drei vor der hütte und der gunnar schaut in richtung der wiese von der aus er uns hat kommen sehen und dann sagt er schön und der wendel und ich schauen uns an und ich sehe es dem wendel an dass er aufs äusserste angespannt ist denn er schaut so intensiv dass das vieh im stall nervös werden müsste bekäme es nur etwas davon mit und dann kommt natürlich die enndlin und sieht den gunnar biegt gerade um die ecke die hütte verschwindet gerade in der dämmerung und sieht dann den gunnar und fragt was denn jetzt hier los ist und ich stelle sie dann dem gunnar vor und der gunnar schaut sehr intensiv ja der wendel wird später denken dass der gunnar sogar mit einem auge gezwickert hat gerade in dem augenblick als die enndlin hinter der hütte in den lichtkreis tritt der wendel hat ein kleines lagerfeuer entfacht und so ist sowohl dem wendel als auch mir sofort klar dass das jetzt eine ganz besondere begegnung zwischen den beiden der enndlin und dem gunnar ist und also ist es dann auch eine beschlossene sache dass der gunnar natürlich für die nacht auf der hütte bleiben kann und dann ist es auch

eine beschlossene sache dass der gunnar auch am nächsten tag und in der nächsten nacht auf der hütte bleiben kann und weil die hütte ja groß ist kann er auch in den darauf folgenden tagen und dann auch wochen auf der hütte bleiben und irgendwann kann sich niemand mehr vorstellen dass es zeiten gegeben hat da der gunnar jetzt irgendwie nicht dagewesen ist und so schleicht sich dann auch nach und nach und weder für den wendel noch für mich so ganz offensichtlich etwas ein was man vielleicht mit einer beeinflussung vergleichen kann wovon die enndlin aber ihrerseits wenig mitzubekommen scheint denn nach dem entbehrungsreichen leben was sie zuvor und nach dem tod ihres ehemanns zu ertragen hatte ist die enndlin jetzt in der gegenwart gunnars zu einem anderen menschen gewandelt der mit selbstvergessenheit und freude durch den tag mehr wandelt als geht und so will sie natürlich auch nicht die zeichen sehen die ich an ihr in zunehmendem maße zu erkennen glaube denn während der gunnar am anfang vom wendel und von mir gewissermaßen als unerwartetes geschenk für die enndlin begrüßt wird sind die veränderungen im verhalten der enndlin bereits in den ersten tagen nach seiner ankunft doch unübersehbar und ich gehe dann hin zu der enndlin und frage sie und sie sagt juliana sagt sie und deutet mir dadurch schon an dass das ab jetzt nicht mehr meine sache ist nicht julianas sache sagt die enndlin und auch nicht wendels sache wobei ich mir nicht ganz sicher bin dass ich zu dem zeitpunkt bereits das ganze ausmaß der beeinflussung und die daraus resultierenden konsequenzen als solche dingfest mache aber die enndlin wird in den darauffolgenden tagen und wochen so merkwürdig in ihrem verhalten und wahrscheinlich auch in ihrem denken dass die vorstellung an ein früher bald gar nicht mehr möglich ist und wenn es sicherlich das gravierendste moment dieser veränderung ist dann ist die tatsache dass die enndlin in diesen tagen beginnt sich ganz unschicklich auch vor der hütte zu zeigen sicherlich die augenfälligste was dem wendel natürlich auch nicht entgeht und er schaut erst die enndlin und dann mich so intensiv an wie ich es in dem ausmaße bei ihm gar nicht kenne und dann wird es in den darauffolgenden tagen immer deutlicher und ich beginne die situation auch als schlimm wahrzunehmen und sage zu dem wendel ist ds nicht schlimm aber der schaut erst die unschick-

lich gekleidete enndlin und dann mich so intensiv an dass es fast schmerzhaft ist und geht dann zum holzhacken hinter die hütte und also fasse ich dann irgendwann den entschluss jetzt mal ein klärendes wort an den gunnar selbst zu richten und dann ist das in dem augenblick aber auch wieder ganz anders und das gespräch verläuft überhaupt nicht so wie ich mir das hätte denken können und da spricht auf einmal der wendel am abend mit mir hübsch sagt er und bezieht sich dabei offensichtlich auf die unschickliche kleidung die ich für den abend gewählt habe und dann ist es eigentlich nur noch eine frage der zeit dass es zu einer art konkurrenz zwischen der enndlin und mir kommt und während die experimente in sachen kleidung immer gewagter und die kreise unserer spaziergänge am abend der wendel mit mir der gunnar mit der enndlin die enndlin mit mir ich mit dem gunnar und die enndlin mit dem wendel und einmal tatsächlich auch der wendel mit dem gunnar immer größer werden wir bewegen uns weit von jeglicher siedlung oder hütte zwischen wald und lichtung hin und her vergessen die zeit verlieren uns im dunkeln in dieser zeit also in der wir jetzt leben genau jetzt denke ich fast täglich dass das alles schon ganz schön merkwürdig ist und dass man sich vielleicht einmal gedanken über die gründe hätte machen sollen aber es sind wahrscheinlich grundlose zeiten in denen wir leben und da fragt man eben nicht nach einem warum warum wir so leben warum der gunnar auf einmal dagewesen ist warum wir mittlerweile nur noch wie der herrgott uns schuf leben und uns der kleidung ganz entledigt haben warum der gunnar für alles und jede situation den ton angibt warum wir alle zumeist das gefühl haben dass alles in ordnung ist warum der gunnar uns immer wieder dazu bringt uns gegenseitig zu verletzen mit äxten müssen wir kämpfen mit eispickeln und es wird alles seine richtigkeit haben aber verstehen will es keiner außer dem gunnar vielleicht der stets bei den kämpfen neben dran steht und uns zu noch schwereren verletzungen ermuntert der versteht um was es geht wahrscheinlich immer wieder immer wieder aufs neue

Der Autor über sich:

geb. 21.10.69 Mannheim
1990-2000 Studium (Mathe. + Phil.), HD und F
lebt als
Autor (Prosa, Theater, Drehbücher, wiss. Essays, Vorträge, Blogs),
Theatermacher (Text, Musik, Regie),
Komponist (Neue Musik, sprach-musikalische Bühnenwerke, freie Impro., Kammermusik)
Musiker (Klav., Sax., Klar., Cel., Git., Elekt.)
Dozent für Hochbegabung (Mathe., Phil., Musik, Theater)
letzte Auszeichnungen: Vilnius-Stipendium 2014 des Hessischen Literaturrates
Preisträger des Kurzdramenwettbewerbs Marburg 2014
in Frankfurt, ist verheiratet, zwei Kinder

Jagdfieber

von Noëmi Sacher Stojanov

Ich stehe bereits neben den Toten, als Tello mich humpelnd einholt. Heute Morgen hat ein scharfkantiger Fels seinen Schuh zerrissen und die Wadenbinde, die er notdürftig darum gewickelt hat, hängt auch bereits in Fetzen.

„Jesus, Maria und Josef!“, ruft er aus und bekreuzigt sich dreimal, als er die Toten sieht. „Das sind ja Nonnen.“

Zwei jedenfalls. Das Kopftuch der einen ist dunkelrot und verklebt. Das Blut stammt von einer tiefen Schädelwunde. Der zweiten fehlt der Kopf und der dritte, ein Mann, hat ein Loch in der Stirn.

„Ermordet“, sagt Tello und klingt ängstlich dabei.

Vielleicht. Ein süßlicher Geruch liegt in der Luft, der nicht zu seiner Überlegung passen will. Und im Gras liegt ein Durchschläger. Ein fingerdicker Stab aus gehärtetem Eisen, spitz und in ganzer Länge verschmiert mit Blut und Schleim. Das ist kaum die Waffe eines Räubers.

Aber was geht es uns an? Seit sechs Tagen sind wir auf Wolfsjagd. Zweifellos war es unser Wolf, der den Kopf dieser Nonne weggetragen hat. Und das hat ihn Zeit gekostet, viel Zeit. Die Spur ist hier frisch wie am ersten Tag. Das Jagdfieber packt mich mit heißen Wellen. Wir haben eine Rechnung offen, dieser Wolf und ich. Quälend langsam friemelt Tello dem toten Mann die Schuhe von den Füßen, zieht sie an. Ich trabe unruhig hin und her, dränge ihn zur Eile. Endlich ist er bereit.

Endlich geht es vorwärts. Die Spur führt im Zickzack hinunter ins Tal, mit jedem Schritt holen wir auf – bis Tello plötzlich stehen bleibt.

„Das Kloster Mistail“, sagt er. „Wir müssen die Toten der Mutter Oberin melden.“ Er biegt von der Spur ab!

Ich protestiere, stelle mich ihm in den Weg. Aber er lässt sich nicht beirren und mir bleibt nichts übrig, als mich knurrend zu fügen.

Es dämmt bereits, als wir das Kloster erreichen. Während Tello einer Nonne ins Wohnhaus folgt, treibe ich mich herum, gelange zu einer niederen Mauer, dahinter die Kirche. Sie riecht nach frischem Kalk. Die Tür steht offen und ein Rascheln lockt mich ins Innere. Nur eine Maus, die, kaum hat sie mich gesehen, in einer Ritze verschwindet. Es feuchtet, wohl von den Farben an den Wänden, die noch nicht ganz trocken sind.

Mit dem Wind wabern Essensgerüche über den Hof. Ich folge ihnen bis vor das Küchenhäuschen. Soeben kommt die Köchin aus dem Wohngebäude zurück, ein leeres Servierbrett in der Hand.

Ich hefte mich an ihre Fersen.

Genau im richtigen Moment, als sie das Brett abstellt und den Rücken durchdrückt, schaue ich sie mit grossen Augen an. Sie lacht und gibt mir ein paar Essensreste.

Ein voller Bauch lindert zwar das Jagdfieber, aber nicht den verletzten Stolz. Ich kann es noch immer kaum glauben. Fünf! Fünf Schafe hat uns dieser Wolf gerissen. Am liebsten würde ich jetzt gleich aufspringen, in die Nacht hinauslaufen und ihn in Stücke reissen.

Ein Klopfen stört meine blutrünstigen Gedanken. Eine Frau steht am Küchenhaus.

Sie vermisse ihren Mann, den Maler, er habe in den Bergen Malachit gesucht für Farben.

Und da die Köchin: Es seien bereits alle unterwegs, um zwei Nonnen zu suchen, die längst vom Heidelbeerpflücken zurückerwartet werden.

Aber dann muss die Köchin Wein auftragen und die Frau des Malers bleibt händeringend neben dem Herd zurück, bis die andere mit eiligen Schritten wiederkommt. „Der Fremde hat deinen Mann gefunden“, stösst sie hervor. „Ich hab soeben gehört, wie er's der Mutter Oberin erzählt hat.“

In diesem Moment nähern sich von der Klostermauer her schemenhaften Gestalten. Einige halten brennende Kienspäne.

Sie sind in Aufruhr und nur allmählich schälen sich einzelne Worte aus dem Lärm heraus.

„Mord“, rufen sie und „Raub“.

Jetzt geht die Tür zum Wohnhaus auf. Tello steht da, an seiner Seite die Mutter Oberin. Eilig rapple ich mich auf und folge der Frau des Malers über den Hof. Ich stehe direkt neben ihr, als sie aufschreit und mit zitterndem Finger auf Tello zeigt.

„Er hat meinen Mann nicht gefunden, er hat ihn erschlagen“, kreischt sie so laut, dass es mir in den Ohren schmerzt. Mit einem einzigen Satz bin ich bei Tello und stelle mich schützend vor ihn. Ich bin gross genug, dass die Bauern auf Distanz bleiben. Vorerst.

„Er trägt die Schuhe meines Mannes“, hetzt die Frau da bereits weiter. „Ich kenne sie genau. Mit meinen eigenen Händen habe ich diese Naht genäht und den Fäden dafür gesponnen.“

Erschrockene Rufe aus der Menge und ich spüre, wie Tello zusammenfährt.

„Ich habe die Schuhe auf einer Anhöhe im Wald gefunden. Drei Menschen lagen dort, doch sie waren schon tot als wir ankamen.“

„Hängt ihn auf“, ruft die Malersfrau, ohne meinem Freund zuzuhören.

„Sie hat Recht“, schreit die Meute.

„Hängt ihn!“

„Wir haben die Toten gefunden“, ruft Tello über das Stimmengewirr. „Nur gefunden. In der Not habe ich meine schlechten Schuhe gegen seine guten getauscht. Ich werde Euch dafür bezahlen, gute Frau.“

Die Meute rückt näher. Wut liegt in der Luft, dass sich meine Nackenhaare sträuben. Ich mache mich bereit zum Kampf. „Haltet ein!“, ruft die Mutter Oberin über den Lärm. Sofort wird es still.

„Auf meiner Türschwelle wird kein Gast verurteilt“, sagt sie mit fester Stimme.

„Morgen bei Tagesanbruch werden wir über die Sache beraten. Bis dahin: Sperrt ihn ein.“

Noch vor der Dämmerung steigen wir ins Falein hinauf. Diesmal kümmert es mich nicht, dass der Wolf mit jedem unserer Schritte an Boden gewinnt. Die Nacht in Gefangenschaft hat Tello bleich und hohlwangig zurück gelassen und die Gesichter der Bauern sind heute noch feindseliger als gestern. Jeder, der laufen kann, folgt uns den Pfad hinauf. Der Zug bewegt sich quälend langsam, längst bin ich ihnen voraus, warte ungeduldig, bis sie mich

eingeholt haben. Beziehe Posten auf einem grossen Stein, beobachte Tello, dass sich ihm keiner nähert, ihm keiner etwas antut. Endlich erreichen wir die Toten und jetzt bleibe ich dicht an seiner Seite. Wie erwartet wird die Menge unruhig, als sie die zerfleischte Nonne sehen, die Wunde am Kopf des Mannes und den eingeschlagenen Schädel der anderen Frau.

In ihren Augen ist alles klar: Mord.

Die Frau des Malers wirft sich wehklagend auf ihren Mann, reisst an seinem Obergewand. Der Gurt fehlt und neben seinem toten Körper – Tellos Schuhe.

„Er hat seinen Dolch gestohlen“, ruft sie.

„Ich habe ihn nicht.“ Tellos Stimme, viel zu leise. Sie hören ihn nicht.

Ich bin sicher, dass hier irgendwo ... da. Zwischen zwei Tannen lockere, dunkle Erde. Ich scharre sie weg und tatsächlich. Schon dicht unter der Oberfläche kommt die Gürtelschnalle zum Vorschein, ein paar beinerne Knöpfe und eine silberne Haarspange, weiter unten der Dolch. Triumphierend schaue ich auf. Es war kein Raub.

„Verscharrt hat er die Beute, um sie später zu holen“, ruft die Malersfrau und viele Kehlen stimmen ihr zu.

Die Miene der Mutter Oberin wird steinern, ihre Augen dunkel und ihr Mund schmal.

Zum ersten Mal wird mir bang. Was jetzt? Da erinnere ich mich an den süsslichen Geruch. Heute ist er fast verschwunden, zu stark sind die Ausdünstungen der Leute in ihrer Wut. Aber ich erinnere mich, dass er von dort drüben kam. Vielleicht ist die Beute nicht das Einzige, was verscharrt unter der Erde liegt.

Ich folge den dünnen Geruchsfäden und je weiter ich mich von den Menschen entferne, desto deutlicher nehme ich sie wahr. Unter einer Wurzel entdecke ich eine weitere lockere Stelle im Boden. Die trockene Erde lässt sich leicht zur Seite schieben.

Tello sieht, dass ich ihm helfen will. „So wartet doch. Er hat noch etwas gefunden“, ruft er.

Die Bauern kommen misstrauisch zu mir herüber. Diesmal folgt unruhiges Gemurmel meiner Entdeckung. Die Mutter Oberin tritt hinzu und zieht scharf die Luft ein, als sie den bräunlichen Klumpen Fleisch sieht.

Langsam, widerwillig fast, geht sie zu der Nonne mit dem eingedrückten Schädel und schlägt ihre Röcke zurück. Kurz nur, aber es ist offensichtlich. Das Innere ihrer

Beine ist blutverschmiert. Der Klumpen Fleisch ist ihre Leibesfrucht. Mit einem Mal ändert sich das Bild. Die Bauern, die meinen Tello eben noch hängen wollten, weichen entsetzt zurück. Die Mutter Oberin bückt sich mit steinerner Miene nach dem schleimverschmierten Durchschläger. Und langsam wird allen klar, dass die Nonnen keine Heidelbeeren gesucht haben und der Maler keinen Malachit. Die Vorderen flüstern es den Hintere und ein vorwitziger Junge fängt eine schallende Ohrfeige.

Langsam steht die Frau des Malers auf und weicht von ihrem Mann zurück. Vielleicht, als seine Geliebte elend verblutet ist, hat er krank vor Trauer die Engelmacherin bedroht. Vielleicht hat sie, um sich zu wehren, den Durchschläger durch seine Stirn gerammt. Und vielleicht, nachdem sie die Beweise vergraben und den Kopf der toten Frau verletzt hat, um einen Raubmord vorzutäuschen, vielleicht kam gerade dann unser Wolf, der sie, vom Blutgeruch verrückt geworden, angegriffen hat.

Während die Bauern noch debattieren, wie die Toten ins Tal zu schaffen wären, oder ob man sie doch lieber hier oben begraben würde, um sich den beschwerlichen Weg zu sparen und weil sie doch alle Sünder wären, tritt die Mutter Oberin zu uns.

„Wenn du wenigstens den Wolf zur Rechenschaft ziehst“, sagt sie mit schwerer Stimme zu Tello, „dann könnt ihr gehen wohin ihr wollt, du und dein Hund.“

Die Autorin über sich:

Noëmi Sacher wurde 1980 in Liestal geboren. Seit sie die Buchstaben kennt, prägt das geschriebene Wort ihr Leben; zuerst als leidenschaftliche Leserin, dann während des Germanistikstudiums an der Universität Zürich, beim Verfassen von Reiseberichten und in ihrer Arbeit als Sprachlehrerin und Texterin. Heute lebt sie mit Mann und Tochter in Arth und tut das, wofür ihr Herz schlägt: Geschichten schreiben.

Die Toten von Falein

von Clara-Sophie Schwarz

Ich hatte immer die Hoffnung – ach, das klingt so sentimental – sagen wir, ich hatte die Vermutung, die Vermutung also, dass sich an meinem Zustand etwas ändern würde, wenn ihr meine Knochen findet.

Wenn ihr das findet, was von mir noch eine Raum-Zeit-Stelle einnimmt in dieser Welt, meine Knochen. Dass also der Fund dieser Knochen etwas am Zustand des Denknebels ändert, wie ich es nenne, mein Ich, das da ziellos und unsichtbar umherwabert. Ein Geist bin ich, könnte man sagen. Es ist nur konsequent, dass mir das passiert ist mit der Körperlosigkeit. Zu ewigem Zusehen scheine ich verdammt zu sein, im Leben wie im Tod. Ich kann immer nur staunen. Na gut, über das Staunen hinaus habe ich mir Wissen angeeignet. Oder nein, eigentlich eher meine Beobachtungen sorgfältig aufbewahrt. Wissen konnte ich aus ihnen bis dato nicht extrahieren. Es wäre auch nicht mitteilbar und daher nutzlos, ich gebe mir also keine Mühe. Wie auch immer, anscheinend habe ich unendlich viel Platz für Beobachtungen. Ich vergesse nichts. Das, Freunde, ist ein Vorteil der wortwörtlichen Substanzlosigkeit – keine Platzprobleme. Ich habe eure moderne Sprache gelernt vom Zuhören, wie schon die Vokabeln der Menschen vor euch und die derer davor, bloß, eine Stimme habe ich nicht. Ein Eingreifen ist mir verwehrt. Manchmal sehe ich jemanden, der mich an meinen Mörder erinnert. Ich sehe ihn wieder und wieder; alle paar Jahre schaue ich irgendwo in sein Gesicht. Und ich sehe auch, wie Andere in ihr Verderben rennen, indem sie vertrauen. Da würde ich schon gerne einmal mitspielen. Nur ein guter Beobachter weiß, wo es wirklich weh tut. Und ich bin die Beste. Ehrlich, glaubt mir, ich würde einen guten bösen Geist abgeben. Natürlich nehme ich an, es gibt noch mehr von meiner Art. Aber es hat sich mir nie einer gezeigt. Ab und zu bei meinen Streifzügen sehe ich eine Leiche im Wald, die wartet, gefunden zu werden, damit sich irgendwer fragt, was das wohl für ein Mensch gewesen ist. Und dann komme ich immer wieder mal vorbei und sehe zu, wie sie eins mit ihrem Hintergrund wird, die Leiche, und geduldig wartet. Aber nie habe ich einen Gedanken nebel wahrnehmen können außer meinen eigenen. Nicht ein einziges Mal. Jetzt jedenfalls, wo es soweit ist, komme ich mir einigermaßen belämmert vor, dass ich mir eingeredet habe, es würde etwas an meinem Zustand ändern, wenn man die Knochen findet. 1200 Jahre auf dieser Welt, 14 als Lebende, 1186 als Tote, haben mir keine Weisheit gebracht, nein. Zwar neige ich gelegentlich zu grüblerischen Abschweifungen. Man erlaube mir eine Zwischenfrage:

Was, verflucht, erwartet ihr von jemandem, der seit 1186 Jahren in seinem eigenen Sud kocht? Aber Weisheit, nein. Das ist auch nicht mein Stil, wisst ihr. Schon als Lebende hatte ich, rückblickend würde ich das jedenfalls so sehen, eine herausfordernde Nachlässigkeit an mir. So eine leicht arrogant daherkommende Selbstvergessenheit. Aber „weise“ wäre sicher das letzte Adjektiv, mit dem man mich beschrieben hätte. Nun ja, diese Selbstvergessenheit hat sie verrückt gemacht, die Männer. Das war gar nicht meine Absicht – ich denke, ich war einfach unaufmerksam. Wahrscheinlich lacht ihr mich aus, wenn ich euch sage: Mir war damals irgendwie auch nicht so richtig bewusst, wie man Kinder macht. Ist ja auch ein Wunder, muss man sagen; das empfinde ich auch nach 1200 Jahren noch so. OK, man steckt was rein und dann kommt was raus. Aber etwas völlig anderes, ungleich schöner (zum Glück). Und nachdem am Anfang eine Handlung stand (wenn sie auch nicht durch mich entschieden wurde, sondern für, vielmehr gegen mich), so passierte neun Monate später etwas, das sich jeglichen Einflusses sowieso entzog. Zunächst das Gefühl körperlichen Ausgesetztseins – mir nicht gänzlich unbekannt – und dann... Liebe, gegen die man sich nicht wehren kann, bedingungslose Verlorenheit an die kleine Kreatur, die plötzlich da war. Also ehrlich, vielleicht ist das die Ursache für meine Rastlosigkeit. Soviel Liebe, die kann nicht einfach verschwinden, wenn der Empfänger vorzeitig stirbt oder man selbst oder beide. Die ganze Scheißwelt muss voller ungeliebter Liebe sein, zum Bersten voll damit, und irgendwann wird diese ganze Liebe sie zum Explodieren bringen. Dann fliegt uns also dieser ganze Wahnsinn um die Ohren. Wobei meine freilich schon vor 1186 Jahren den Insekten zum Opfer fielen. So etwas geht ja schnell im Freien. Kurz zusammengefasst geschah folgendes, bevor meine Ohren den Krabbeltierchen zum Opfer fielen: Ich lebte mit meinem unverheirateten Bruder und meiner Mutter in einer kleinen Siedlung und besorgte den Haushalt. Ich war unvorbereitet. Ich wurde vergewaltigt. Ich gebar ein Kind. Dieses Kind allerdings war nicht wie andere Kinder. Es hatte absurd kurze Ärmchen und Beinchen und einen unverhältnismäßig großen Kopf, dazu pechschwarze Haare, die ihm stets zu Berge standen, und Augen dunkel und tief wie Brunnen. Ein Junge.

Dann: Es verhagelte uns die Ernte, vier junge Männer starben am Fieber, und das alles in einem vagen zeitlichen Zusammenhang zu der Geburt des verkrüppelten Bastardjungen – welche Schlüsse gezogen wurden, könnt ihr euch denken. Mir selbst kam es abwegig vor, dass ein Geschöpf mickriger Größe und bewaffnet einzig mit einem glockenhellen Babystimmchen als Ausgeburt des Bösen – Moment, dann wäre ja ich das Böse, wie amüsant – eine existenzielle Bedrohung für das ganze verkommene Kaff darstellen sollte. Scheinbar fanden das auch meine Mutter und mein Bruder unplausibel, obgleich sie sich nicht offen äußerten. Das war avantgardistisch damals, nach der Plausibilität zu fragen, selbst nur in Gedanken. Ja, so gesehen ist das die Avantgarde des Frühmittelalters, deren Gebeine ihr da gefunden habt. Oder das Böse, falls ihr die Perspektive meiner Zeitgenossen einzunehmen wünscht. Das gefällt mir ja glatt. Ich, das Böse. Hat was. Vielleicht muss ich auch deswegen überdauern, nicht wegen der Liebe selbst, sondern wegen der Liebe des Satans für den Satansbraten. Andere hätten ihr Kind vielleicht mit einem Fetzen Stoff erstickt und hätten seinen Tod dann seiner angeborenen Schwäche zugeschrieben. Jeder hätte mir glauben wollen, hätte ich das getan. Er war nun einmal ein Krüppel. Aber ich habe es nicht getan. Nun, und das hat uns alle das Leben gekostet. Doch was war das ohnehin für ein Leben und was wäre es erst für eines geworden, wenn ich mein Kind erstickt hätte. So sind wir also alle gestorben. Mein Bruder, meine Mutter und ich. Mein Sohn selbstverständlich auch. Ihr müsst wissen – Töten hatte damals nicht die Exklusivität, die es heute hat. Es ist viel häufiger passiert. Mein Mörder hat es mehrfach getan, und was war schon dabei? Sicher, Getötetwerden war auch nicht so exklusiv wie heute, aber zumindest exklusiver als Töten. Getötet wird man nur einmal. Ich wurde an einem milden Sommertag erschlagen. Mit einem Hammer, sodass mir Hirnmasse aus dem Schädel floss und mein kastanien-braunes Haar verklebte, auf das ich einst stolz gewesen war. Wofür? Für meinen Versuch, mit meiner Familie zu fliehen, um diesen erfundenen Fluch zu brechen, oder eigentlich, weil es eine Schande war, dass ein machtvoller und kräftiger Mann einen Krüppel gezeugt hatte, dessen Haare so schwarz und dessen Augen so tief waren, dass keiner an der Vaterschaft zweifeln

konnte. Und als seine Vögelchen ihm zutrug, wie in den Tavernen höhnisch über seinen verdorbenen Samen hergezogen wurde, aus dem ein Krüppel hervorgegangen sei, hässlicher als die Nacht, der auch noch Unglück brächte, da war es um den Vater meines Sohnes geschehen. Sein Stolz war verletzt, sein Zorn unermesslich. Es reichte ihm nicht, dass wir flohen, einer ungewissen Zukunft entgegengelaufen, nein, er wollte Gewissheit, er wollte unseren Tod. So setzte er uns nach. Es war eine unfaire Jagd. Ein gesunder Mann, der die meiste Zeit seines Lebens genug zu essen gehabt hatte, gegen drei abgerissene Gestalten, die ihr ganzes Hab und Gut am Leib trugen, mit einem verkrüppelten Säugling auf unwegsamem Gelände. Es dauerte nur wenige Tage, und wir waren mit unseren Kräften am Ende. Und da schlug er zu. Nachdem er aus dem Hinterhalt hervorgebrochen war, erschlug er zuerst meinen Bruder. Er zog ihm von hinten mit voller Wucht den Hammer über den Schädel – das Geräusch war ekelhaft. Ein kurzes Japsen folgte dem Schlag, dann blieb mein Bruder reglos liegen. Als zweite erwischte es mich. Das letzte, was ich als Lebende zu hören bekam, waren die Schreie meiner Mutter. Sie klang wie ein verwundetes Tier. Sie wurde bald zum Schweigen gebracht. Unserem Mörder stand der Schweiß auf der Stirn und lief seinen Nacken hinunter. Er hatte Blutspritzer im Gesicht und an der Kleidung, durch das Ausholen mit dem blutigen Hammer war er selbst am Rücken blutbefleckt. Seinen Sohn würdigte er keines Blickes. Wimmernd ließ er ihn neben seiner Mutter zurück, neben mir, deren Körper noch ein paar letzte Atemzüge tat, während sich der Denkebel schon formierte. Und hilflos auf dem Rücken liegend, mit den Beinchen ins Leere tretend, lag mein Sohn neben meinem Kopf, zwischen uns ein Klumpen Hirnmasse, und erwartete den Einbruch der Nacht. Ich denke, er merkte kaum, wie er auskühlte. Von ihm habt ihr nichts gefunden. Tiere verschleppten ihn, ich denke, er besteht in den Waldtieren fort und ist bei Weitem nicht so einsam wie seine Mutter. Ja, liebe Freunde, das ist meine Geschichte. Aber verraten dürft ihr nie ein Wort davon. Denn ihr wisst ja: Ich habe keine Stimme, keinen Körper, ich schaue nur zu.

Die Autorin über sich

Mein Name ist Clara-Sophie Schwarz. Ich wurde am 22.10.1987 in Gießen geboren und zog als Kind mit meiner Familie in den Westerwald, wo ich in einem kleinen Dorf aufwuchs. Nach der Schulzeit studierte ich in Düsseldorf Medizin. Meine erste Stelle als Ärztin trat ich in St. Gallen an, wobei es mich nach einem Jahr wieder in Heimatnähe verschlug. Nun wohne und arbeite ich in Heidelberg. Spaß am Schreiben hatte ich schon immer – so habe ich in der Schulzeit als freie Mitarbeiterin einer Zeitung gejobbt und auch später hin und wieder Texte veröffentlicht.

Reto

von Thomas Stumpf

Es war ein beschwerlicher Anstieg, selbst unter günstigen Bedingungen. Den Heuschaber und die Baumgrenze hatte Cunrad bereits lange hinter sich gelassen und bald würde er die Stelle erreichen. Vor zwei Stunden war er im Schutze der Dunkelheit aus Falein aufgebrochen, den schweren Hornschlitten, mit dem sonst das Heu talwärts befördert wird, im Schlepptau. Doch die auf dem Schlitten ruhende Last war nichts im Vergleich zu jener, die an seinem Herzen zog und ihn zu verschlingen drohte. Schwer ging sein Atem durch die frostdurchhauchte Luft. Bald würde es den ersten Schnee geben. Sein massiger Körper schwitzte unter der Kleidung aus Leinen und Filz. Die rauen Seile, mit denen er seine traurige Last hinter sich her zog, scheuerten auf der Haut. Schweiß rann ihm übers Gesicht, brannte in den Augen, verfang sich in seinem Bart. Doch all das nahm er kaum wahr. Stoisch schritt er im fahlen Mondlicht seinem verfluchten Ziel entgegen, immer weiter bergauf zu jener Stelle, die er schon einmal auserwählt hatte. Doch heute Nacht würde er ein größeres Loch ausheben müssen. Reto war, Fügung des Himmels, nach schwerer Geburt ihr einziges Kind geblieben. Still und verhalten war er von klein auf gewesen, doch es wurde schlimmer nachdem seine Mutter, möge der Herr ihr gnädig sein, gestorben war. Die gute Aita erlag kurz nach Retos siebten Geburtstag einer schweren Lungenentzündung. Das konnte schnell gehen, hier oben. Nach ihrem Tod war der Junge noch in sich gekehrter und mied die wenigen anderen Kinder, die es in dem kleinen Dorf gab. So sehr sich Cunrad bemühte, die schwere

Arbeit von früh bis spät hinderte ihn daran, mehr Zeit mit seinem Sohn zu verbringen. Reto weinte häufig im Schlaf und manchmal nässte er sich wieder ein, so wie er es als Kleinkind getan hatte. Schnaufend machte Cunrad halt. Er hatte die Stelle erreicht, die er eines Nachts im vergangenen Sommer markiert hatte. Drei Steine am Berghang im Gras. Unbedeutend für das Auge eines beliebigen Betrachters, ein Mahnmal für ihn. Cunrad entledigte sich der Seile und nahm die Schaufel vom Schlitten. Der Boden war hart, aber noch nicht gefroren. Er begann zu graben.

Der Sommer, der auf Aitas Hinscheiden folgte, war besonders arbeitsreich. Alle waren eingebunden, Männer, Frauen und auch die Kinder mussten anpacken. Cunrad versuchte einerseits, den kleinen Reto einzubeziehen und ihm angemessene Aufgaben zuzuteilen. Andererseits wollte er ihm in Hinblick auf den Verlust seiner Mutter nicht zu viel zumuten und überließ ihn daher öfter dem Müßiggang als es vielleicht angebracht gewesen wäre. Eines Abends im Spätsommer kam Cunrad von der Alm herab, wo er mit den anderen Männern aus dem Dorf das Heu für den Winter geschnitten hatte. Aus dem Eimer trank er eine Kelle frischen Wassers und ließ zwei weitere Kellen davon über sein erhitztes Haupt fließen. Reto war nirgends zu sehen, also rief Cunrad nach ihm. Er fand Reto hinterm Haus. Der Junge saß im Schneidersitz in der Abendsonne und hatte ihm den Rücken zugewandt.

„Reto?“, sagte Cunrad und ging einen Schritt auf seinen Sohn zu. Dieser schien den Vater erst jetzt zu bemerken und drehte sich, noch immer sitzend, zu ihm um, das Gesicht bar jeglicher Emotion. Cunrad konnte nun erkennen, dass Reto mit einem Stecken in der Hand auf dem Boden herumstocherte. Dann sah er das Messer. Es lag neben dem Jungen im Gras. Blutverschmiert. „Reto?“, fragte Cunrad, jetzt mit Sorge in der Stimme, das Kind könnte verletzt sein. Er näherte sich dem Jungen einen weiteren Schritt, doch sobald er über das sitzende Kind hinwegsehen konnte, blieb er wie vom Donner gerührt stehen. Der Junge stocherte nicht auf dem Boden herum, sondern in etwas, das vor ihm auf dem Boden lag. Es war eine Katze. Aufgeschnitten und ausgeweidet. Blut, nicht nur am Messer, sondern auch an den Händen des Kindes. „Was tust du da, Reto?“, fragte Cunrad mit brüchiger Stimme. Reto blickte ihm ins

Gesicht, doch kein Wort kam über seine Lippen.

Nach schweißtreibender Arbeit war Cunrad, zügiger als erwartet, auf die Überreste dessen gestoßen, was er vor einem Jahr hier verborgen hatte. Er legte die Schaufel beiseite, kniete sich zu Boden und entnahm dem Erdreich die beiden Unterschenkelknochen. Cunrad warf einen Blick zum Hornschlitten. Er würde tiefer graben müssen.

Die Jahreszeiten kamen und gingen, Kühe wurden auf- und abgetrieben, Heu geschnitten, Dächer ausgebessert. Der ersten Katze waren weitere gefolgt und stets hatte Cunrad ihre Überreste verscharrt. Es waren nur Katzen, Streuner. Irgendwann ließ das Interesse des Jungen an den Tieren nach. Im Jahr als Karl der Große sich zum Kaiser krönen ließ und der Einfluss der Karolinger in der Schweiz stetig wuchs, was hier oben im Dorf niemanden interessierte, war Reto bereits zu einem jungen Mann herangewachsen. Seine Verslossenheit aber war geblieben. Alle kannten den wortkargen, aber freundlichen Sohn vom Cunrad, Freunde hatte er jedoch nicht. Obgleich er sich ihnen nicht näherte, waren Cunrad die Blicke nicht entgangen, mit denen Reto die Frauen bedachte. Lauernde Blicke. Etwas Düsteres regte sich in Reto. Eines Tages im Spätherbst musste Cunrad für drei Tage fort. Reto, zuverlässig und geschickt, war in der Zwischenzeit verantwortlich für Haus und Hof. Cunrad konnte sich auf den Jungen verlassen. Dennoch hatte er kein gutes Gefühl, als er aufbrach, doch die Reise zum Markt nach Filisur war unumstößlich. Es war die letzte Gelegenheit vor Einbruch des Winters. Bei seiner Rückkehr fand er Reto im Haus an der Feuerstelle sitzend. Retos Blick war leer und starr und er reagierte erst nach der zweiten Ansprache auf des Vaters Begrüßung. Zwei Tage später stieß Cunrad in einer Ecke des Stalls auf einen zugebundenen Leinensack. Er konnte sich nicht daran erinnern, einen solchen hier abgestellt zu haben und ging daher in die Knie, um ihn auf seinen Inhalt zu überprüfen. Er öffnete die Schnürung. Mit einem Schrei des Entsetzens wich Cunrad ruckartig nach hinten und stürzte zu Boden. Der Sack enthielt zwei Unterschenkel. Sie gehörten zweifelsfrei zu einer Frau. Cunrad flüchtete aus dem Stall. Reto hielt sich derweil im Schuppen hinter dem Haus auf, wo er gerade mit einem Beil Brennholz hackte. Cunrad stürmte auf Reto los, packte ihn am Kragen und press-

te ihn an die Wand des Schuppens. Das Beil war Retos Hand entglitten und er setzte sich nicht zur Wehr. „Was hast du getan?“, schrie ihm der Vater mitten ins Gesicht. „Was hast du nur getan?“ Cunrad schüttelte seinen Sohn wie eine Puppe, doch Reto blieb ohne Reaktion. „Wer ist das im Stall?“, schrie Cunrad. „Wer ist das?“ „Ich weiß es nicht, Vater“, antwortete der Junge endlich, eine gespenstige Ruhe in der Stimme. „Ich kenne ihren Namen nicht. Hab´ sie im Wald getroffen. Beim Holzsammeln. Ich glaube, sie kam aus dem Tal.“ „Wo ist der Rest von ihr?“, flüsterte Cunrad jetzt, Nase an Nase zu seinem Sohn, den er noch immer mit aller Gewalt an die Wand drückte. „Versteckt, Vater. Ich hab sie überall versteckt“, sagte Reto mit kindlicher Erregung. Cunrad ließ ihn los. Er hatte keine Kraft mehr. Ohne ein weiteres Wort wandte er dem Jungen den Rücken zu, ging ins Haus und schloss sich in seiner Stube ein. Wochenlang danach hatten sie nur das Nötigste miteinander geredet, was Cunrad deutlich schwerer fiel als dem ohnehin stets stillen Reto. Mit den Unterschenkeln hatte Cunrad es schließlich so gehalten wie mit den Katzen. Allerdings wollte er die Überreste keineswegs in der Nähe seines Hofes wissen und so hatte er erstmals in der Nacht den Aufstieg gemacht und den Inhalt des schrecklichen Leinensacks unter die Erde gebracht und die drei Steine gesetzt. Den Sack hatte er anschließend vorsorglich dem Feuer übergeben.

Cunrad begutachtete sein Werk. Das Loch war nun tief genug für seine Zwecke. Er wischte den Schweiß von der Stirn, was erdige Schlieren in seinem Gesicht hinterließ. Dann ging er zum Schlitten, löste die Knoten, mit denen er seine unheimliche Fracht gesichert hatte und schlug die grobe Leinendecke zurück. „Allmächtiger“, entfuhr es ihm. Die blasse Haut der beiden leblosen Körper leuchtete schauerhaft hell im Mondlicht.

In der Nacht war Cunrad aufgewacht. Etwas hatte ihn aus dem Schlaf gerissen. Obwohl sonst nicht seine Art, ging er zu Retos Kammer, horchte kurz an der Tür und trat ein. Die Bettstatt war leer. Cunrad trat ans Fenster und starrte in die Dunkelheit. Gegenüber, unter der Tür des Schuppens, konnte er einen schwachen Lichtschein erkennen. Was trieb der Junge dort mitten in der Nacht? Eine böse Vorahnung ergriff Besitz von ihm. An der Tür zum Schuppen hielt er inne, barfuß, die Hand an das raue Holz gelehnt, das Herz

laut pochend. Dann stieß er die Tür auf. Den Anblick, der sich ihm im schwachen Licht der Blendlaterne bot, würde Cunrad für den Rest seines Lebens nicht mehr vergessen. Reto nackt, die Frau entblößt auf dem Werk Tisch liegend, Reto hinter ihr, in ihr. „Vater“, stammelte Reto überrascht. Cunrad wusste nichts zu sagen. Er taumelte nach vorn. Die Frau rührte sich nicht. Würde sie auch nicht. Nie mehr. Am Boden lag das Vierkantholz, Blut und Haare an seinem Ende. Cunrad erkannte die Frau. Sie stammte aus dem Nachbardorf. Nescha war ihr Name, wenn er sich recht entsann, die Witwe vom Jöri, der vor einigen Jahren beim Holzmachen verunglückt war. „Bist du des Teufels?“, presste Cunrad hervor. „Was ist nur los mit dir?“ Hatte er den Jungen zu hart angepackt? Oder nicht hart genug? Cunrad wusste nur, dass es ein Ende haben musste. Jetzt und hier. Reto stand vor ihm, reglos, zitternd, elend. Tränen liefen Cunrad über das Gesicht als er zum Zimmermannshammer griff, der an seinem gewohnten Platz vom Balken hing. „Vater“, wiederholte Reto leise. Ein einziger Hieb streckte ihn nieder.

Die Erde würde das grausige Geheimnis nun für immer bewahren. Noch in derselben Nacht kehrte Cunrad Falein für immer den Rücken.

Der Autor über sich:

Thomas Stumpf wurde am 24.02.1974 in Pirmasens geboren und ist seit Abschluss seines Jurastudiums als niedergelassener Rechtsanwalt in seiner Heimatstadt tätig. Im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit publizierte er einige Aufsätze und Beiträge in Fachzeitschriften und ist Mit-Autor des im Jahre 2012 von Prof. Dr. Jens Löcher herausgegebenen „Handwörterbuch Sozialhilferecht“. Daneben rezensiert er seit einigen Jahren juristische Fachbücher im Web-Blog „Die Rezensenten“, sowie belletristische Werke auf www.webcritics.de. Er ist zudem Mitglied der Internet-Schreibwerkstatt www.fiction-writing.de. Schreiben hat ihn schon früh begeistert, eigene Geschichten verfasste er bereits während der Schulzeit. Der Parc Ela-Krimiwettbewerb „Die Toten von Falein“ ist der erste Schreibwettbewerb, an dem er teil-

genommen hat. Thomas Stumpf lebt mit seiner Ehefrau und den beiden gemeinsamen Kindern (und einer Katze) in der Gemeinde Rodalben im Pfälzerwald.

Die Partner des Parc Ela-Krimiwettbewerbs



Archäologischer Dienst
Servizio archeologico
Servetsch archeologic



Lia Rumantscha



südostschweiz



Parc Ela - der grösste Naturpark der Schweiz

Der Parc Ela liegt in einer vielseitigen Landschaft um die Alpenpässe Albula, Julier und Septimer und bietet ursprüngliche Natur, intakte romanische Dörfer und eine gelebte Kultur in den drei Sprachen Romanisch, Italienisch und Deutsch. Die Gemeinden arbeiten gemeinsam daran, die regionale Wirtschaft zu stärken, die Natur und Landschaft zu schützen und das kulturelle Erbe zu bewahren.
www.parc-ela.ch